

Response und Responsivität in der Psychologie

Waldenfels, Bernhard

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Waldenfels, B. (1994). Response und Responsivität in der Psychologie. *Journal für Psychologie*, 2(2), 71-80. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-20573>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Einzelbeitrag

Response und Responsivität in der Psychologie

Bernhard Waldenfels

Zusammenfassung: Der Beitrag greift das bekannte Konzept der Response auf, indem er es von seinem behavioristischen Beiwerk befreit und es als Korrektiv empfiehlt gegen kognitivistische und funktionalistische Tendenzen in der Psychologie, die auf eine sozialtechnologische Normalisierung des Verhaltens hinauslaufen. Der Grundzug der Responsivität, der auf K. Goldsteins Bestimmung der Krankheit als mangelnde Responsivität zurückverweist, steht für ein Verhalten, das nicht bloß repetitiv nach Regeln abläuft, sondern immer wieder kreativ von bestehenden Regeln abweicht in der Antwort auf Ansprüche des Fremden. Von daher lassen sich Fremdheitszonen in den verschiedensten Antwortdimensionen ausmachen, so etwa das Hören von Unerhörtem, die Erschließungskraft der Gefühle, die Beunruhigung durch Vergangenes, das Hören auf die fremde Stimme und die nicht individuell zu verrechnenden Ansprüche künftiger Generationen. Eine responsive Orientierung könnte die Human- und Sozialwissenschaften aus dem Schlummer einer selbstbezüglichen Normalität wecken.

Ziel der folgenden Überlegungen ist der Versuch, Response und Responsivität als Korrektiv in eine technisch verfaßte Wissenschaft einzuführen, die mehr und mehr dem Trend einer Normalisierung folgt, so daß schließlich jede Ordnung recht ist, wenn sie nur funktioniert. Statt von interessen geleiteter Erkenntnis kann man längst von interessenproduzierenden Wissenschaften sprechen. Wie es in einem aktuellen Forschungsüberblick beispielhaft heißt, müssen wir von einem Organisationsprinzip des Gehirns ausgehen, welches besagt, „daß das Gehirn die Kriterien, nach denen es seine eigene Aktivität bewertet, selbst entwickeln muß“ (Schmidt 1991, 15). Der Gesichtspunkt der Selbstorganisation, dessen Vorzüge gewiß nicht zu leugnen sind, läßt in seiner prinzipiellen Form keinen Raum für eine Responsivität, die in der Antwort auf Anderes und Fremdes das Selbst und das Selbsteigene übersteigt. Der Rückbezug auf das, was in der Psychologie einst „Response“ hieß, und die Orientierung an einem antwortenden Verhalten bieten sich als Korrektiv an

angesichts einer allzu geradlinig angesetzten Erfolgsgeschichte. Doch ein Korrektiv, das mehr bedeuten soll als den Ausdruck eines Unbehagens, muß sich innerhalb des kritischen Feldes einnisten. Daher nähern wir uns der Sache auf Wegen, die mitten durch das „Paradimgestöber“ hindurchführen.¹

I. Vom Behaviorismus zum Kognitivismus

Für den Begriff der Response scheint die Zeit seit langem abgelaufen; wenn er noch eine Rolle spielt, so ist es keine Schlüsselrolle mehr. Einstmals gepaart auftretend mit dem Begriff des Stimulus und in seiner sprachlichen Gestalt die angelsächsische Herkunft verratend, gehörte er zum Alphabet des Behaviorismus, zu einem Verfahren also, das entschlossen daran ging, alles Verhalten von außen zu erklären, zu kontrollieren und zu konditionieren als einen Naturvorgang unter anderen. Während bei Watson noch in vager

lebensweltlicher Diktion jedes Objekt der allgemeinen Umwelt und jede Veränderung im Organismus als Reiz (Stimulus) und „alles, was das Lebewesen tut“ als Reaktion (response) gefaßt wird (Watson 1968, 39), macht sich bei einem Spätbehavioristen wie Skinner die Sprache des Labors breit: „The external agent came to be called a stimulus. The behavior controlled by it came to be called a response“ (1953, 47). Die Eindeutigung der Response als „Reaktion“ ließ jeden dialogischen Anklang verschwinden. Man war im Bereich funktionaler Abhängigkeiten, wo Antworten durch Wirkungen ersetzt werden. Als Gegenpart bekämpfte diese von außen her operierende Theorie eine Theorie von innen, so daß Außenbetrachtung gegen Innenschau, Determinismus gegen Initiative, Erklären gegen Verstehen stand und daß nach altem Muster die physikalische Abstraktion durch eine „ergänzende Abstraktion“ (Hua VI, § 7)² wettgemacht wurde.

Dies alles ist längst Geschichte. Die Tatsache, daß die Beschränkung auf den Gegensatz von Mentalismus vs. Behaviorismus selbst eine beträchtliche Vereinfachung darstellt, die das, was sich bei Autoren wie K. Lewin, W. Köhler, K. Goldstein und F. J. J. Buytendijk längst an nichtbehavioristischen Verhaltenstheorien herausgebildet und auch bei Philosophen wie Plessner und Merleau-Ponty Beachtung gefunden hatte (vgl. Waldenfels 1980, Kap. 2), in keiner Weise gerecht wird, macht diese Geschichte zweifelhaft. Bevor wir die Fäden aufgreifen, die anderswohin führen, folgen wir dem offiziellen Gang der Geschichte, der besagt, daß seit den 50er Jahren eine „kognitive Wende“ einsetzte, die zur Ablösung des behavioristischen Konditionierungsmodells führte. Was sich dem Gegensatz von Behaviorismus und Introspektionismus, von äußerem Verhalten und innerem Erleben entzog, kann man durchaus der „dritten Dimension“ zurechnen, die der frühe Merleau-Ponty anvisierte als eine Dimension „diesseits des reinen Subjekts und des reinen Objekts“, diesseits auch von Autonomie und Abhängigkeit (vgl. Waldenfels 1983, 150); diese dritte Dimension würde auch die Aufteilung in Geist und Natur sprengen. Doch die kognitiv gefaßte dritte Dimension hat mit der von Autoren wie Plessner und Merleau-Ponty konzipierten Zwischensphäre der Leib-

lichkeit und Zwischenleiblichkeit wenig zu tun. Die Revision, die sich in der gestalttheoretischen Modellierung des Reizbegriffs in Form von Reizkonfiguration, Reizkonstellation, Reizmuster und Reizfolge anbahnte und in behavioristischen Ansätzen in Form intervenierender Variablen ihren Niederschlag fand, stützt sich im Kognitivismus auf Instanzen wie Regel, Code oder Norm. Auch diese Ordnungsinstanzen entziehen sich dem Gegensatz von subjektiver Spontaneität und objektiver Determinierung. Sie legen fest, wie wir uns Reizen gegenüber verhalten, wenn wir etwas wahrnehmen, erinnern, tun, empfinden oder sagen. Ohne dieses regulierende Wie gäbe es kein Wer des Verhaltens und kein Was als Bezug des Verhaltens. Die „Verarbeitung“ von Reizen bzw. von Informationen, wie es nun mehr und mehr heißt, die sich als Encodieren und Decodieren, als Speichern und Abrufen, als An- und Abkoppeln im Leitungsnetz vollzieht, verweist auf „Mechanismen“ einer neuartigen Maschinerie, die nicht mehr mechanisch nach dem Muster von Kraft und Gegenkraft funktioniert, sondern nach Regeln und Programmen abläuft. Dabei ist es relativ belanglos, ob es sich um eine natürliche oder künstliche Maschine handelt. Sofern beide auf homologe Weise funktionieren, fliehen Natur und Kunst einander nicht. Die Natur war lediglich um einiges schneller, wie die Evolution im Bereich des Lebendigen zeigt, und die natürliche Intelligenz erscheint vorerst als weniger, wenn es um Orientierungs- und Steuerungsleistungen im offenen System geht. Im Chor der Kognitionswissenschaften, der von Psychologie, Erkenntnistheorie, Linguistik und Computerwissenschaft bis zur Neurologie und Biologie reicht, erhalten auch phänomenologische und hermeneutische Ansätze ein gewisses Wohnrecht zurück, sofern sie bestimmte neocartesianische Klauseln beachten. Intentionalität als Sinnausrichtung und Sinnverstehen sind wieder hoffähig, wenn man bereit ist, den intendierten Sinn den Regelungen eines Codes und dem Wechselspiel von En- und Decodieren zu unterwerfen und Intentionen als innere Akte und Zustände zu deuten, die Äußeres repräsentieren. Auch die Reflexion ist erneut akzeptabel, sofern sie sich auf selbstreferentielle Prozesse beschränkt und dem Phantom eines letztfungierenden Ichs entsagt. Die Black Box hat sich also geöffnet,

natürlich steckt keine Psyche darin; wir finden lediglich Mechanismen eines „psychischen Systems“ oder Regelstrukturen eines anonymen Bewußtseins.³

Die prinzipielle Homologie von natürlichen und künstlichen Codes, die der altmodischen Formulierung diverser Materialismen, eines funktionalen, eliminativen oder emergenten Materialismus zugrundeliegt, verspricht Hilfe gegen ein Dilemma, unter dem Human- und Sozialwissenschaft in besonderem Maße leiden und das ihren wissenschaftlichen Status schwächt, selbst wenn sie sich kurzerhand den Naturwissenschaften zuzählen.⁴ Dieses Dilemma, das Foucault in seiner Destruktion der Humanwissenschaften weidlich genutzt hat und das ihn veranlaßt, den Menschen als zentrale Instanz zu streichen⁵, läßt sich wie folgt formulieren. Die Alltagswelt menschlicher Wahrnehmungen, Handlungen und Äußerungen stützt sich selbst bereits auf vorwissenschaftliche Konstruktionen erster Ordnung, wie A. Schütz es nennt, und das Alltagsverhalten folgt selbst eigenen Regeln, wie P. Winch im Anschluß an Wittgenstein zeigt. Eine Wissenschaft, die den Sinn des Alltags lediglich rekonstruieren und reproduzieren würde, wäre als bloße *folk psychology* Ausdruck und Reflex der Alltagswelt, ohne die Möglichkeit einer kritischen Distanz. Eine Wissenschaft dagegen, die das Alltagsleben einfachhin alltagsfremden, wissenschaftlichen Regeln unterwerfen wollte, würde entscheidende Aspekte ihres Gegenstands verpassen und dem Verhalten seinen spezifischen Charakter rauben. So wie eine Linguistik schwerlich vorstellbar ist, die sich nicht am Sprachgefühl des „eingeborenen Sprechers“ orientiert, ebenso ist eine Humanpsychologie nicht denkbar, die alle Vorstellungen und Erwartungen des Alltagsmenschen ignoriert. Modelle wie Wachstafel, Uhrwerk, Telefonzentrale, Elektronengehirn oder neurales Netzwerk, die auf sogenannte mentale Prozesse angewandt werden, geben von sich aus keinen Aufschluß darüber, was es heißt, daß mir etwas auffällt, daß ein Name mir entfallen ist, daß ich bei jenem Entschluß zögere oder Liebeskummer und Lebensangst habe. Daß das Problem einer Spannung zwischen Alltagsvorstellungen und wissenschaftlichen Modellen bisher in der Ethnologie, also in der Untersuchung eines fremden Kul-

turaltags, viel stärker problematisiert wurde, mag daran liegen, daß der Psychologe als einheimischer Ethnologe „ganz mühelos von einer Einstellung in die andere gleitet“ (Hua IV, 180). Die Alltagssprache, die allzu unkontrolliert in die Wissenschaftssprache einströmt, führt zu einer Art von Bauchrednerei, die einen Ausweg aus dem genannten Dilemma lediglich vortäuscht. Das Dilemma scheint zu verschwinden, wenn das Alltagsverhalten selbst schon eine Art von Maschinerie darstellt, wo Informationen verarbeitet und algorithmische Regeln befolgt werden. Künstliche Modelle könnten sich den natürlichen Modellen annähern, sie simulieren bis zu dem idealen Punkt einer *adaequatio artis ad naturam*, und darüber hinaus würden sich Wege öffnen zu einer Überbietung des Natürlichen durch Künstliches. Im Widerstreit zwischen Natur und Kunst gäbe es, theologisch gesprochen, nicht nur eine *via negationis*, sondern auch eine *via eminentiae*.⁶

Es wäre abwegig, das hypothetisch angelegte Forschungsprogramm der Kognitionswissenschaften, denen wir vor allem im Zwischenfeld von Neurophysiologie, Informatik und Kognitionspsychologie bedeutende Entdeckungen verdanken und deren Resultate inzwischen auch philosophisch vielfältig ausgewertet und diskutiert wurden (vgl. Münch 1992), mit einem regelfixierten Kognitivismus gleichzusetzen, ganz abgesehen davon, daß die rigorose Regelorientierung und der Repräsentatismus des frühen Kognitivismus inzwischen durch die offeneren Formen eines Konnektionismus abgelöst oder ergänzt wurden. Doch angesichts eines nach wie vor „stetig wachsenden kognitiven Imperialismus“ (Graumann 1988, 86) behält die Frage nach den Voraussetzungen und Wirkungen einer solchen Wissenschaftstechnologie ihre Dringlichkeit. Dies gilt umso mehr, als die kritische Beurteilung des Kognitivismus, die im Umkreis der Erforschung der künstlichen Intelligenz laut wird, sich durchweg darauf beschränkt, den Rechenmodellen ihre Kapazitätsgrenzen vorzuhalten, um sie durch flexiblere, handlungsorientierte, kontextsensible und alltagsnähere Modelle zu erweitern. Phänomenologisch Interessierte werden in diesem Zusammenhang auf die Überlegungen von Dreyfus oder Winograd hinweisen (vgl. Konrad 1991). Das absolutistische Regime

der Regel weicht einem Liberalismus offener Verknüpfungen, der Abweichungen stärker toleriert und selbst das anarchische Modell einer herrschaftsfreien Selbstorganisation einbezieht. Doch allein dadurch läßt sich die Tendenz zur Normalisierung, von der im folgenden die Rede sein wird, nicht aufhalten; sie verfeinert und verzweigt sich nur bis hin zur Normalität des Anomalen, bis hin zum indifferenten Spiel der Differenzen.

II. Normalisierung statt Konditionierung

Die „dritte Dimension“ mit ihren Ordnungsmechanismen, die sich einer direkten subjektiven Verfügung ebenso entziehen wie der Verankerung in den Dingen, läßt sich charakterisieren als ein Ort der Normalisierung. Unter Normalität und Normalisierung verstehen wir das Bestehen und Entstehen *irgendeiner funktionalen Ordnung*, das heißt einer Ordnung unter möglichen anderen Ordnungen, die sich einzig dadurch auszeichnet, daß sie existenzfähig ist bzw. existenzfähiger als andere Ordnungen. Den einzigen Gegensatz zu normal funktionierenden Ordnungen bilden Anomalien, die als *andere* Möglichkeiten ausgeschieden werden, aber als andere *Möglichkeiten* erhalten bleiben.⁷ Gegensätze wie gut/böse, richtig/unrichtig, wahr/falsch, nützlich/schädlich usf. reduzieren sich auf Unterscheidungen innerhalb der jeweiligen Ordnung; in Ermangelung einer umfassenden oder grundlegenden Ordnung lassen sie sich nicht auf die jeweilige Ordnung selbst anwenden. Die Alternative zu einer Ordnung ist eine andere Ordnung, so wie die Alternative zu einer Sprache eine andere Sprache ist. Hobbes' Auffassung, daß in einer Welt von Wesen, die keine vorgegebenen Ziele haben, sondern nur den Erfordernissen der Selbsterhaltung unterliegen, das höchste Gut zu ersetzen ist durch ein höchstes Übel, nämlich das des gewaltsamen Todes durch fremde Hand, läßt sich systemtheoretisch wie folgt umformulieren: Das entscheidende Übel für ein System ist seine Vernichtung, die durch geeignete Maßnahmen der Selbstsicherung und Selbstfestigung immer wieder aufs neue abzuwehren ist. In der Ordnung verkörpert sich genau die Instanz, die dies ermöglicht. Prozesse der

Ausdifferenzierung und Universalisierung der Ordnung sind möglich und unter bestimmten Umständen unvermeidlich, doch erhöhen sie lediglich die Anzahl der Möglichkeiten und die Reichweite der jeweiligen Ordnung. Rationalität fällt zusammen mit Normalität; sofern der Mensch noch vorkommt, kommt er vor als rationalisierter „Normalmensch“ (Nietzsche, *Fröhl. Wiss.*, § 143, KSA 3, 490). Diese Rationalität ist begleitet von den Schatten einer Irrationalität als Anomalität. Relativ irrational wäre das, was sich einer bestimmten Ordnung widersetzt, schlechthin irrational wäre das, was sich einer jeden Ordnung entzieht.

Doch was hat dies alles mit einer Disziplin wie der Psychologie zu tun? Der Zusammenhang liegt nicht unmittelbar auf der Hand, doch läßt er sich kaum bestreiten. Eine Wissenschaft, die sich darauf beschränkt, zu rekonstruieren, zu reparieren und eventuell zu verbessern, wird – ob sie will oder nicht – zu einer *Normalisierungsinstanz* unter anderen, und dies in dem doppelten Sinne, daß sie Normalisierung voraussetzt und solche (wieder)herstellt. Wo sie produktiv wird, erzeugt sie neue Normalitäten. Statt von einer Normalwissenschaft im Sinne Kuhns, die nur die alltägliche Seite der Wissenschaft benennt, können wir von einer *Normalisierungswissenschaft* sprechen. Als spezielle Form der Human- und Sozialtechnik wäre sie Teil eines umfassenden Macht-Wissens (*pouvoir-savoir*), einschließlich einer Art von Biopolitik, die nicht erst aus einer vermeidbaren Politisierung der Wissenschaft erwächst, sondern zu deren eigenen Effekten gehört. Psychologie als Wissenschaft, als Technologie und als Berufshandeln lassen sich, anders als Theo Herrmann meint, nicht streng voneinander trennen.⁸ Das Reich der Regel, das sich hier abzeichnet, wäre eine Parodie auf das einst erstrebte Reich der Freiheit. Wenn bei Aristoteles Demokratie darin besteht, daß ein und derselbe Bürger zugleich als Herrschender und Beherrschter auftritt (Politik II, 2), so ist im Bereich der Normalität jeder zugleich Normalisierer und Normalisierter. Der Normalisierungsprozeß erscheint potentiell ebenso grenzenlos wie einst der Konditionierungsprozeß. Moralität im Sinne von Regeln, die deshalb für alle Beteiligten Geltung beanspruchen, weil sonst das Kommunikationssystem zusammenbräche, läßt sich einbauen als

Grenzinstanz einer universalisierten Legalität. Abweichungen sind prinzipiell tolerabel, weil keine Normalität die wahre ist; sie sind tolerabel, sogar erstrebenswert, solange sie den Bestand des Systems nicht gefährden und seine Anpassungskapazität nicht überfordern. Warum bei Sadam Hussein die Toleranzgrenze erreicht ist, bei Milošević oder Karadžić nicht, dafür gibt es – wie für alles – Erklärungen, die nicht nur an das Normale appellieren, sondern den Normalzustand auch wiederherstellen. Notfalls helfen Wegschauen oder Vergessen.

Gegen eine allgemeine Normalisierungstendenz, die alles, was sich regt, einer bestimmten Ordnung eingliedert, hilft kein Appell Betroffener und kein Appell von Fürsprechern Betroffener, solange die Appelle im Bereich subjektiver Bedürfnisse und Ansprüche verbleiben und keine Sprache gefunden wird, die an etwas appelliert, das sich den Ordnungsmechanismen entzieht. Die bloße Tatsache, daß anderes und vieles wünschenswert ist, führt nur zu einer Schlaraffenland-Utopie. Doch im allgemeinen Denken unserer Zeit melden sich seit langem eine Reihe von Denkmotiven, die den üblichen Ordnungsrahmen sprengen, ohne eine neue umfassendere oder grundlegendere Ordnung zu verheißen. Ich denke an Motive wie Differenz und Abweichung, Überschuß an Sinn, blinder Fleck der Ordnung, wildes Denken, Spur des Abwesenden, Spaltung des Ich, Verflechtung von Eigenem und Fremdem oder Anspruch und Antlitz des Anderen. Wenn dies alles keine bloßen Erfindungen sind, müßten Spuren davon im Alltagsleben, aber auch in den Feldern der Wissenschaft auszumachen sein, sofern Wissenschaft – entgegen dem berühmten Diktum Heideggers – doch denkt und nicht bloß nach vorgegebenen Ordnungen funktioniert.

III. Antwortverhalten

Die „weitverbreitete Lehrbuchgeschichte“, derzufolge Mentalismus, Behaviorismus und Kognitivismus einander ablösen wie eine Paradigmenstaffette (vgl. Graumann 1988, 84), verhindert das Lernen aus Vergangenen. Man mag den Philosophen vorwerfen, daß sie unaufhörlich ihre Klassiker wiederkauen, doch

sollte man nicht vergessen, daß dies auch vor Überschätzung der eigenen, gerade aktuellen Maßstäbe bewahrt. Wir tun der Psychologie also keinen philosophischen Tort an, wenn wir die „Response“ zurückbuchstabieren in „Antwort“ und sie so beim Wort nehmen.

1. Zunächst legt es der verhaltenstheoretische Ansatz nahe, das Antworten *in einem weiteren Sinne* zu verstehen. Schon der Prozeß des sprachlichen Antwortens (to respond) ist nicht gleichzusetzen mit dem Erteilen einer Antwort (answer), die eine Wissenslücke füllt; denn ich kann auch mit einer Gegenfrage antworten. Antworten bedeutet stets, daß ich auf einen fremden Anspruch eingehe. Dies kann sprachlich geschehen oder aber außersprachlich, etwa durch eine Handlung, die der sprachlich geäußerten Bitte („Könntest du ...?“) nachkommt. Frage und Antwort können sich schließlich beide außersprachlich vollziehen wie im Falle eines Blickaustausches oder einer stummen Geste des Einverständnisses.

2. Antworten kann ich nicht nur jemandem, sondern auch auf etwas. Der *Aufforderungscharakter* der Dinge wurde schon von Gestalttheoretikern wie K. Lewin, W. Köhler und M. Wertheimer hervorgehoben.⁹ Diese Valenz der Dinge, die sich im Konfliktfall als Ambivalenz bekundet, versetzt uns in eine Handlungssituation, wo nicht einfach etwas der Fall ist, sondern wo etwas *zu tun* ist. Selbst die Flucht aus der Situation, die der Auseinandersetzung ausweicht, antwortet in ihrer Weise auf die Situation. Die Aufforderung, die in einer Situation ergeht, wird beantwortet, sie wird nicht verarbeitet wie ein bloßes Datum.

3. Was ist das, worauf jemand, ein Organismus, ein Lebewesen, ein Mensch antwortet? Die Art dieser Frage lockt uns in eine Falle; denn sie verleitet uns dazu, das, worauf einer antwortet, unabhängig von seinem Antwortverhalten zu bestimmen aus einer Beobachtungsperspektive heraus. Am Ende ist der Hunger ein Konstrukt der Ernährungswissenschaftler, der Eros ein Konstrukt der Sexualwissenschaftler. Die Ausweichmanöver können verschiedene Formen annehmen. Man kann einseitig vom Reiz ausgehen als von einer unabhängigen Variablen, einer *Wirkursache*, die ein bestimmtes Antwortverhalten bewirkt oder auslöst. Man kann umgekehrt eben-

so einseitig von einem zielgerichteten Verhalten ausgehen, so daß, worauf es antwortet, als bloßes *Zielobjekt* erscheint. Doch da die Unterscheidung zwischen physischem Reizobjekt und physiologischem Reiz ohne Bezug auf einen ansprechbaren Organismus gar nicht zu treffen ist, sind die gewöhnlichen Bestimmungen zirkulär. Der Reiz ist ein Ereignis, das eine bestimmte Klasse von Verhaltensweisen auslöst; die Response ist das, was der Organismus auf einen Stimulus hin tut.¹⁰ Diese Zirkularität ist nur dann kein *circulus vitiosus*, wenn es sich um einen Regelkreis handelt, der Stimulus und Response miteinander koordiniert und aufeinander abstimmt; im Falle des Kognitionsmodells werden sensorischer Reiz und motorischer Effekt selbst noch symbolisch repräsentiert. Das, worauf das Verhalten antwortet, erscheint hierbei als *Regelfall*, der durch das Verhalten mitbestimmt wird. Mit dieser letzten Möglichkeit haben wir die Einseitigkeit eines behavioristischen oder teleologischen Modells hinter uns gelassen zugunsten eines Regelmodells, das im Kognitivismus, aber auch im praktischen Normativismus seine repräsentativen Ausprägungen gefunden hat. Dabei ist nicht entscheidend, wie rigoros die Regelung ist; die Regelmäßigkeit kann durchaus stochastisch aufgelockert und situativ geöffnet werden; dies ändert nichts daran, daß lediglich vorgegebene Daten regelrecht verarbeitet werden.

4. Wieweit das Regel- und Datenverarbeitungsmodell anwendbar ist, hängt davon ab, ob es sich um eine mehr oder weniger *reproduktive*, repetitive oder gar stereotype Antwort handelt, die sich auf eine wiederholte Standardsituation und wiederkehrende Ansprüche bezieht, oder um eine mehr oder weniger *produktive*, kreative Antwort, die sich auf eine Situation bezieht, auf die Wittgensteins Bemerkung zutrifft: „Ich kenne mich nicht aus.“ Der Unterschied zwischen reproduktiver und produktiver Antwort kann nur als gradueller angesetzt werden, weil für jede Situation gilt, daß sie definiert oder doch zumindest redefiniert wird. Doch abgesehen davon steht im ersten Falle, so etwa bei einer alltäglichen Auskunftfrage oder einer alltäglichen Verrichtung, stets ein Antwortrepertoire zur Verfügung. Man gibt Antworten, die man zur Hand hat. Daß man in solchen Fällen nicht nur automatische Beantworter, sondern

auch Gesprächs- und Therapiemaschinen einsetzen kann, die den Turingtest bestehen, ist kein Wunder. Computer sind so intelligent wie Menschen, die sich in ihrem „berechenbaren“ Verhalten nicht zu weit von Rechenmaschinen entfernen, und auf die Dauer werden sie sogar intelligenter sein. Das Antworten auf etwas oder auf jemanden läßt sich ohne Abstriche aus der Perspektive eines unbeteiligten Dritten erfassen, sofern der Antwortende sich selbst wie ein standardisierter Dritter benimmt.¹¹ Anders steht es, wenn wir von der ordnungsverändernden Möglichkeit einer produktiven und kreativen Antwort ausgehen. Hier haben wir den Fall vor uns, daß jemand *etwas gibt, was er nicht hat, sondern im Geben der Antwort erfindet*.

5. Jeder, der in der Weise antwortet, daß er nicht nur eine passende Antwort aufbringt, sondern eine Antwort gibt, antwortet *auf etwas*, von dem sich nicht sagen läßt, was es ist. Das, worauf wir antworten, läßt sich nicht vorweg mental repräsentieren, da es die Voraussetzung dafür ist, daß überhaupt etwas präsent wird. Würde der Antwortende das, worauf er antwortet, als Wirkursache, als Zielobjekt oder als Regelfall auffassen, so würde er von der performativen Einstellung des Antwortenden in die konstatierende Einstellung eines beobachtenden oder beurteilenden Dritten überwechseln; er würde auf diese Weise antworten, indem er sich der Antwort entzöge. Keine Antwort ist auch eine Antwort. Sobald jemand einen Anspruch vernimmt, kann er nicht nicht antworten. Es gibt eine Differenz zwischen dem *Worauf* und dem *Was* der Antwort, die ich *responsive Differenz* nennen möchte. Das, worauf wir antworten, bildet den blinden Fleck unseres Antwortverhaltens.¹² Es handelt sich hierbei um ein *Fremdartiges*, das sich der Rückführung auf das Eigene und das Gemeinsame entzieht (vgl. Waldenfels 1990). Dieses Fremdartige macht sich bemerkbar als Beunruhigung, die umso stärker auftritt, je mehr sie aus nächster Nähe kommt. So ist für Freud das Unheimliche „jene Art des Schreckhaften, welche auf das Altbekannte, Längstvertraute zurückgeht“ (GW XII, 23). Wird das Fremdartige und Außerordentliche einer bestimmten Ordnung zugewiesen, so sind wir auf dem Wege der Normalisierung. Dieser Weg ist auf gewisse Weise unvermeidlich, da wir auf alles, auch auf das Fremde, in

einer bestimmten, wiederholbaren Weise antworten, andernfalls wäre das Antworten nur eine Schockwirkung. Doch wird die responsive Differenz zwischen dem Worauf und dem Was des Antwortens nivelliert, so enden wir bei einer Normalordnung, die nur noch funktioniert, ohne ihre Herkunft zu bedenken und ihre Grenzen zu überschreiten.

6. Mit dem Mediziner Kurt Goldstein, der Symptome als „Antworten“ bezeichnet, die der Organismus auf ganz bestimmte an ihn gestellte Fragen gibt, und der Gesundheit als „Responsivität“, Krankheit als „mangelnde Responsivität“ betrachtet¹³, können wir generell von einem Grundzug der *Responsivität* sprechen. Dieser Grundzug, der das Verhalten als solches und in all seinen Dimensionen bestimmt, macht Konzepte wie die der Intentionalität, der Regularität oder der Kommunikativität selbstverständlich nicht überflüssig, aber er verleiht dem Verhalten einen anderen Akzent, indem er die Aneignungsbahnen einer kommunikativen Rationalität durchkreuzt und das Eigene nachhaltig verfremdet.

IV. Antwortdimensionen

Die Responsivität, die auf Fremdes eingeht und dem Abweichenden und Abwesenden Raum gewährt, müßte als Grundzug des Verhaltens in den verschiedenen Verhaltensdimensionen virulent sein. Einige Beispielfälle mögen dies abschließend belegen.

Auditive Wahrnehmung. – Ein wichtiger Forschungsgegenstand im Bereich der auditiven Wahrnehmung ist die Lärmbelästigung und Lärmbewältigung. Es liegt auf der Hand, daß der Lärmpegel sich zwar messen läßt, daß der Lärm als solcher sich jedoch nicht bestimmen und vom bloßen Geräusch unterscheiden läßt, ohne daß man die Einstellung des Hörers mit in Betracht zieht. Lärm an sich gibt es so wenig wie Unkraut an sich. Lärm unterscheidet sich vom bloßen Geräusch dadurch, daß er eine Zumutbarkeitsschranke durchbricht und auf die Dauer Verhaltens- und Gehörschäden hervorruft. Bei der Bestimmung der Schranken des Erträglichen pflegt man sich auf ein Normalverhalten zu stützen, das sich durch gezielte Beobachtungen und Befragungen ermitteln und auch statistisch berechnen läßt und das darüber hinaus in entsprechen-

den Gesetzesregelungen seinen Niederschlag findet (vgl. Bosshardt 1988). Wer die Grenzen einer orthoästhetischen Normalität unter- oder überschreitet, gilt als unter- oder überempfindlich.¹⁴ Nun liegt auf der Hand, daß jedes Gehörorgan als selektierender Hörfilter fungiert. Dies hat zur Folge, daß wir dann, wenn wir Bestimmtes hören, anderes überhören, wenn wir in dieser Hinsicht hinhören, in anderer Hinsicht weghören. Gibt der Gehörforscher sich damit zufrieden, daß er bestehende Gehör-codes analysiert, so verschwindet das Ungehörte und Unerhörte aus dem Hörfeld. Es verschwindet das, was unser Hören in Spannung hält und ein „antwortendes Hinhören“ wachruft (Hua XV 462), das die Mechanismen einer bloß auditiven Datenverarbeitung überschreitet. Die Wichtigkeit dieses Problemkomplexes zeigt sich darin, daß es nicht nur eine Ästhetik des Hörens gibt, in der die Grenzen zwischen Klang und Geräusch changieren und sich produktiv verwischen können¹⁵, sondern daß es auch eine pränormative Ethik des Hörens gibt, da das Hören auf die Stimme des Gesetzes in jedem Gebot und Verbot vorausgesetzt wird und also nicht selber dem Gebot unterliegt. Beides ist nur möglich, wenn im Gehörten unerhörte Möglichkeiten von einem „dritten Ohr“ vernommen werden, und wenn diese Möglichkeiten keine bloßen Möglichkeiten sind, sondern einen Anspruch enthalten, auf den wir zu antworten haben. Von daher ergeben sich interessante Querverbindungen zwischen kognitiver Psychologie, Sprachpsychologie, Sozialpsychologie, Ökopsychologie und klinischer Psychologie, die in der übergreifenden Natur der Sache liegen.

Gefühle. – Man kann Gefühle mit einem Set von Gefühlstechniken ausstatten, die es uns erlauben, Gefühle affektiven *frames* zuzuordnen. Auf diese Weise lassen Gefühle sich vervielfältigen, separieren und fingieren. Sie lassen sich an- und abschalten in einem virtuellen *code switching*, das die Gefühlskosten senkt und die Gefühlsökonomie in Gang hält. Auf diese Weise kann man nahtlos vom Horrorfilm zur Werkbank, vom Pornofilm ins Ehebett und von der Kriegsberichterstattung zur inszenierten Talk Show überwechseln. Eine solche Konvertierbarkeit der Gefühle setzt lediglich voraus, daß man die affektiven Faktoren hinreichend operationalisierbar macht. Gemütsbewegungen, wie man früher sagte,

so etwa Zorn und Empörung, vorübergehende Gefühlszustände wie Hitze- oder Hungergefühl und Gefühlseinstellungen wie Liebe, Haß oder Gleichgültigkeit lassen sich miteinander vergleichen und gegeneinander verrechnen, und im günstigen Falle ergibt sich noch ein gewisser emotionaler Mehrwert. Daß solche Affekte, denen die intentionale und responsive Spitze abgebrochen ist, einer „ergänzenden Abstraktion“ entstammen, mit der die Neutralität der bloßen Kognitionen kompensiert wird, liegt nahe. Auch in diesem Falle würde es sich lohnen, auf den phänomenologischen Differenzierungsreichtum intentionaler Gefühle, welterschließender Stimmungen und leiblicher Befindlichkeiten zurückzugehen, da dies eine integrierende und nicht bloß eine koordinierende Sichtweise erlauben würde. Wittgensteins Rat, man möge versuchen, einen lebenden Menschen als Automaten zu betrachten (1960, 433), könnte auch hier auf Selbstverständlichkeiten bestimmter Lebensformen aufmerksam machen.

Erinnern und Vergessen. – Die Erinnerung richtet sich auf Vergangenes, und dieses tritt explizit auf in der Erinnerung. Diese Zirkularität entspricht der von Reiz und Reaktion. Die Zeiterfahrung, die hier ins Spiel kommt, hat ihre besondere Schwierigkeit darin, daß Vergangenes irgendwie den Lapsus des Vergessens überdauern und in der Erinnerung erneut auftauchen muß. Die alte Metaphorik von Engrammen und Speichern hat den Nachteil, daß sie höchstens erklären kann, wie ein Gedächtnis funktioniert, nicht aber, wie Vergangenes als Vergangenes erfahren wird. Der Rekurs auf kognitive Strukturen und Operationen, in denen Vergangenheit synthetisch hergestellt, Geschichte konstruiert wird, sowie die Verwandlung des Erinnerungsbegriffs in eine Beobachterkategorie (Schmidt 1991, Vorwort) kann eines nicht erklären, nämlich was es besagt, daß etwas *vergangen ist*, daß dieses Vergangene uns beunruhigt, quält, heimsucht, und schließlich, daß es nicht nur Erinnerungen gibt, die sich durchsetzen, sondern auch Erinnerungswürdiges. „... et rien ne chassera vos morts de nos mémoires. Car nos mémoires sont votre unique tombeau“, so steht es auf einer Gedenktafel am Rand des ehemaligen venezianischen Ghettos. Daß für eine Betrachtungsweise, die Vergangenes in medial zu verarbeitende Da-

ten verwandelt, der Begriff des Vergessens obsolet wird (ebd., 50-52), verwundert nicht, wenn Erinnerung als Normalisierungsprozeß erscheint, der in Form einer „aktuellen Sinnproduktion“ von jedem Wahrheitspostulat „abgekoppelt“ ist (ebd., 37).¹⁶ Die Perspektive würde sich ändern, wenn wir ausgehen von einer Responsivität, innerhalb derer jeder Zugriff auf Gegenwärtiges begleitet ist von einem Prozeß des Entgleitenlassens, da das Antworten auf einen Anspruch diesen weder festhalten noch umgreifen kann. Wie das Verlernen die Kehrseite des Lernens ist, so das Vergessen die Kehrseite des Behaltens. Das Vergessen findet jetzt statt. Wie schon Husserl in seinen Analysen des Zeitbewußtseins feststellt, hat die Wahrnehmung der Zeitlichkeit selbst ihre Zeitlichkeit (Hua X, 22). Daß diese Zeitlichkeit je nach kulturell-historischem Umfeld verschiedene Formen annimmt, ist den Konstruktivisten zuzugestehen. Doch die schlichte Umkehrung: „Nicht die Erinnerungen stammen aus der Vergangenheit, sondern Vergangenheit resultiert aus Erinnerungen“ (ebd., 34), wäre die konstruktivistische Neuauflage einer Präsenzphilosophie, die der Gegenwart einen absoluten Primat einräumt.

Kommunikation. – Die gewöhnlichen Kommunikationsmodelle laufen auf eine Herstellung von Gleichgewichtszuständen hinaus. Das Wissensgefälle zwischen Sprecher und Hörer wird ausgeglichen durch Weitergabe von Informationen, die vom Sprecher encodiert und vom Hörer nach einem mehr oder weniger gleichen Code decodiert werden. Einer gibt, der andere nimmt, einer tut etwas, der andere erleidet etwas; das sind Differenzen, die nur vorläufigen Charakter haben, da prinzipiell Sprecher und Hörer ihre Rollen vertauschen können. Reziprozität der Perspektiven und Reversibilität der Teilnehmerrollen garantieren die Möglichkeit einer unbegrenzten Verständigung. Kommunikation wird damit zu einer der wichtigsten Normalisierungsinstanzen. Doch eines gerät dabei aus dem Blick: die *Asymmetrie* eines Antwortens, das aus dem Anhören kommt, das dem fremden Anspruch entspricht, aber nicht mit ihm konvergiert. Frage und Antwort gehen jedem Konsens voraus. Der Eintritt in den Dialog ist nicht selbst Resultat des Dialogs.

Fremdheit des Ich. – Ich höre auf einen Namen, den ich mir nicht selbst gegeben ha-

be; der Name ist weder eine innere Wesenseigenschaft noch ein äußeres Etikett, er gleicht dem Brandmal. Um Meads bekannte Unterscheidung zwischen *I* und *Me* aufzugreifen: Das namenlose *I* ist nicht völlig identisch mit dem namhaften *Me*, obwohl es ohne dieses stumm bliebe.

Telepräsenz. – Denkbar ist eine Teleaudition, eine Television, eine Teleaktion, eine Präsenz à distance. Was Schwierigkeiten machen könnte, ist die *Teleabsenz*. Hängt nicht die „leibhaftige Gegenwart“ davon ab, daß etwas oder jemand *nicht* ganz da ist, eine Tiefendimension eröffnend, die sich nicht im Greif- und Sichtbaren erschöpft? Ist nicht das Sichtbare auf gewisse Weise selbst unsichtbar? (vgl. Merleau-Ponty 1986, 311 f.)

Planetarische Zukunft. – Keine Ökologie, auch keine Ökopsychologie, ist denkbar ohne eine Dimension der planetarischen Zukunft. Mit Hilfe des kognitiven Instrumentariums können wir bestehende Trends extrapolieren, auch mögliche Alternativen durchspielen, gegenwärtige Zukunftseinstellungen untersuchen, und aus solchen Prognosen resultieren Warnungen vor drohenden Katastrophen. Doch eine Antwort auf das sprichwörtliche

„Nach uns die Sintflut“ bedeutet alles dies nicht. Auf Herausforderungen der fernen Zukunft antworten heißt, über den Schatten eigener Ängste, Bedürfnisse und Interessen springen, es heißt etwas geben, was erst hinterdrein eingefordert wird, es heißt fremde Möglichkeiten bedenken und auf fremde Ansprüche antworten. Der Gedanke, das partikuläre Selbsterhaltungsstreben könne von sich aus in ein universales Fremderhaltungsunternehmen umschlagen, ist nicht mehr als ein frommer Wunsch.

Die Suche nach Fremdheitszonen in den vertrauten Feldern einer ausdifferenzierten Humanwissenschaft ließe sich fortsetzen. Sicherlich bietet eine responsive Orientierung in der Psychologie keinen Ersatz für das unentbehrliche Instrumentarium der normalen Wissenschaft; aber sie könnte vielleicht dazu beitragen, daß eine sich etablierende Human- und Sozialtechnologie aus dem Schlummer einer selbstbezüglichen Normalität geweckt wird, bevor dieser noch mehr Monster gebiert. Ein Funke von Antipsychologie, mit dem die Psychologie wider den Stachel löckt, könnte dieser jedenfalls nicht schaden.

Anmerkungen

- 1 Zur methodischen Vororientierung vgl. meinen Beitrag *Phänomenologie unter eidetischen, transzendentalen und strukturalen Gesichtspunkten* (1991); ich setze ihn hier unter einem responsiven Gesichtspunkt fort.
- 2 Mit „Hua“ wird die Gesamtausgabe der Husserliana zitiert.
- 3 Zur „Regelstruktur“ vgl. Hua I, 90; daß diese Stelle bei denen, die zwischen Bewußtseinsphänomenologie und künstlicher Intelligenz eine Brücke zu schlagen versuchen, nahezu kanonischen Charakter annimmt, ist mit beträchtlichen Vereinfachungen erkaufte, bei der Momente wie leibliche Orientierung, passive Sinnbildung und Triebintentionalität ausgeblendet werden. Vgl. meine diesbezüglichen Bemerkungen in: *Mens sive cerebrum* (1984).
- 4 Die Finanzauguren mögen darüber lächeln, denn die Zuordnung zu den Naturwissenschaften zählt sich aus.
- 5 Vgl. dazu R. Visker 1991, ferner Luhmann 1984, 67 f. u. ö.
- 6 Zu den „theologischen Mucken“ des Computer-Denkens vgl. Meyer-Drawe 1991.
- 7 Zur Ordnungsgestalt der Normalität und zum Ordnungsprozeß der Normalisierung, die bei Husserl, Schütz und Merleau-Ponty eine ebenso zentrale Rolle spielen wie bei Goldstein, Canguilhem, Foucault und Luhmann, vgl. Waldenfels 1987, 71-73, 221.
- 8 Vgl. dazu die von B. Volmerg erwähnte Debatte im *Journal für Psychologie* 1(1).
- 9 Vgl. dazu *Handbuch für Psychologie* (Thomae 1966) Bd. I/2, 132 f., ferner Waldenfels 1987, 210 f. Die gestalttheoretischen Anregungen werden aufgegriffen von J.J. Gibson, vgl. 1979, Kap. 8: *The Theory of Affordances*.
- 10 Vgl. ebd., Bd. I/1, 93, 672.
- 11 Vgl. dazu Konrad 1991, 339 f., mit Hinweis auf Autoren wie M. Minsky und H. Dreyfus.
- 12 Hierbei ergibt sich eine gewisse formale Nähe zu Luhmann. Das, wovon unterschieden wird, läßt sich nicht selbst bezeichnen, außer in einer weiteren Unterscheidung (Luhmann 1990, 589). Doch der hierbei auftretende „blinde Fleck“ (ebd., 582) betrifft im Falle des Antwortverhaltens nicht bloß das *a tergo* Unbeobachtbare, sondern das *in fronte* Zubeantwortende.
- 13 Vgl. Goldstein, *Der Aufbau des Organismus*, 1934, 11, 270. Der Autor bezieht sich dabei auf L.R. Grote, der in seinen *Grundlagen der ärztlichen Betrachtungen* (1921, 9) Gesundheit als Responsivität, Krankheit als Irresponsivität begreift; in der Responsivität der Person verkörpert sich eine „persönliche Normalität“, die mit der Frage zusammenhängt, „wie weit die biologischen Leistungen des

- Individuums für seine eigene Erhaltung genügen“. Diese Responsivität bleibt allerdings auf Prozesse der Anpassung und Gleichgewichtsfindung abgestellt, da sie von einer vorgegebenen und lediglich wiederherzustellenden Ordnung, einer „*Restitutio ad integrum*“ ausgeht (Goldstein, a. a. O., 270).
- 14 Zur Orthoästhesie als einer Verankerung der Normalität in der Erfahrung vgl. Hua XIII, 379. Schon bei Aristoteles gibt es im Verhalten zur Lust nicht nur die Zügellosigkeit, die jeder Lust nachjagt, sondern auch die Unempfindlichkeit (*anaesthesia*), der alles gleich ist (Nik. Eth. III, 11, 1119a 5 ff.).
- 15 Ich erinnere in diesem Zusammenhang an moderne Musik, die nicht nur Vogelstimmen aufnimmt wie bei Olivier Messiaen, sondern auch Sprechstimmen-geräusche einläßt; in Klangportraits, die man von modernen Großstädten angefertigt hat, gehen Klänge, Sprechlaute und Geräusche ohnehin ineinander über.
- 16 Von welcher Form von Wahrheit ist hierbei die Rede? Daß auch die traditionellen Formen der Wahrheit responsiv umgedacht werden können, habe ich an anderer Stelle im Anschluß an Merleau-Ponty zu zeigen versucht (Waldenfels 1992).

Literatur

- Bosshardt, H.-G. (1988): Subjektive Realität und konzeptuelles Wissen. Sprachpsychologische Untersuchungen zum Begriff der Belästigung durch Lärm. Münster: Aschendorff
- Foucault, M. (1981): Überwachen und Strafen. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Gibson, J. J. (1979): The Ecological Approach to Visual Perception. Boston: Houghton Mifflin Comp.
- Goldstein, K. (1934): Der Aufbau des Organismus. Den Haag: M. Nijhoff
- Graumann, C. F. (1988): Der Kognitivismus – Die Kehrseite der „Wende“. Psychologische Rundschau 39, 83-90
- Grote, L. G. (1921): Grundlagen ärztlicher Betrachtung. Berlin: J. Springer
- Herzog, M. & Graumann, C. F. (Hg.) (1991): Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften. Heidelberg: Ansanger
- Husserl, E. (1950 ff.): Husserliana. Den Haag: M. Nijhoff (abgekürzt: Hua)
- Konrad, E. (1991): Phänomenologie und künstliche Intelligenz. In: Herzog & Graumann 1991
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ders. (1990): Identität – was oder wie? Archivio di Filosofia 58, L'argomento ontologico
- Merleau-Ponty, M. (1986): Das Sichtbare und das Unsichtbare. München: W. Fink
- Meyer-Drawe, K. (1991): Mensch und Maschine. In: Ruhloff, J. & Schaller, H. (Hg.), Pädagogische Einsätze 1991 (FS. für Th. Ballauff). Sankt Augustin: Academia Verlag
- Münch, D. (Hg.) (1992): Kognitionswissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Schmitt, S. J. (Hg.) (1991): Gedächtnis. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Skinner, B. F. (1953): Science and Human Behavior. New York: The Free Press
- Thomae, H. (Hg.) (1964): Handbuch der Psychologie, Bd. I/2. Göttingen: Hogrefe
- Visker, R. (1991): Michel Foucault. Genealogie als Kritik. München: W. Fink
- Waldenfels, B. (1980): Der Spielraum des Verhaltens. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ders. (1983): Phänomenologie in Frankreich. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ders. (1984): *Mens sive cerebrum*. Philosophische Rundschau 31, 22-52
- ders. (1987): Ordnung im Zwielficht. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ders. (1990): Der Stachel des Fremden. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ders. (1991): Phänomenologie unter eidetischen, transzendentalen und strukturalen Gesichtspunkten. In: Herzog & Graumann 1991
- ders. (1992): *Vérité à faire*. In: Niemeyer, B. & Schütze, D. (Hg.), Philosophie der Endlichkeit (FS für E. Ch. Schröder). Würzburg: Königshausen & Neumann
- Watson, J. B. (1968): Behaviorismus. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch
- Wittgenstein, L. (1960): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp